

IRMELA HIJIYA-KIRSCHNEREIT

InterPluriMultiPost

Von Disziplinen und Wissens-„Kulturen“

Beim Nachlesen und Nachdenken über Interdisziplinarität kann einem leicht schwindlig werden. Man gerät unversehens in eine Landschaft, die dicht und recht unübersichtlich bevölkert ist. Auf dem Weg zu König Inter stolpert man vorbei an Vasallen, verwandt mit ihm oder auch nur abhängig, mit mehr oder weniger großer Machtfülle ausgestattet. Einige machen König Inter auch seine Stellung als Primus streitig. Zumindest aber betrachten sie sich alle als legitime Abkömmlinge, und mehr noch, als geadelte Würden- und Funktionsträger im Reich der rechtschaffenen Bürger namens Disziplin. Sie heißen Multi, Pluri, Trans, Supra, Cross¹, Queer² und Post. Multi und Trans sind wie Kanzler zur Linken und zur Rechten, die König Inter manchmal in die Zange nehmen. Doch dieser scheint sich zwischen seinen kompetenten Beamten auch nicht unwohl zu fühlen, haben sie das Terrain doch weitgehend im Griff.³ Pluri, Supra, Queer und Cross behaupten sich ohne viel Kompetenzgerangel in engeren Hofkreisen. Aufmüpfig, obwohl nicht allzu bedrohlich, ist allenfalls Herzogin Post⁴, doch sie, allem Anschein nach die jüngste und noch blasseste im Kreis des Hochadels, kann den Glanz von König Inter nicht wirklich in den Schatten stellen.

¹ Ausführungen zu den zuvor genannten Zusammensetzungen mit „Disziplinarität“ finden sich recht zahlreich und zum Teil mit je unterschiedlichem Begriffsverständnis in den Kritikbeiträgen zu Peter Weingart, *Interdisziplinarität – der paradoxe Diskurs*, in: *Ethik und Sozialwissenschaften* 8 (1997), S. 521–529 bzw. S. 529–589.

² Zur Queer-Disziplinarität vgl. z. B. Ulla Bock in: *Interdisziplinarität. Möglichkeiten und Grenzen fächerübergreifender Lehre und Forschung*, hg. v. Wolf-Dietrich Hutter, Trier, Institut fächerübergreifenden Studierens und Forschens, 1999, S. 73.

³ Zum Verhältnis von Inter, Trans und Multi vgl. z. B. Walter Bühl, in: *Ethik und Sozialwissenschaften* (Anm. 1), S. 534 und Georg Kneer, ebd., S. 550.

⁴ Postdisziplinarität ist dem Vernehmen nach von besonderer Attraktivität für Studierende, die sich in ihren Examensarbeiten, beispielsweise in den Pflegewissenschaften an der Universität Witten-Herdecke, auf sie berufen (Hinweis von Irma Schmincke).

Weshalb die Märchenbilder? Vielleicht, weil Interdisziplinarität nicht selten den Charakter eines Zauberworts zu besitzen scheint. Interdisziplinarität, die vielbeschworene, gilt als *das* zukunftsweisende Organisationsprinzip für Wissenschaft, und letztlich, so heißt es, verbürge nur Interdisziplinarität auch Innovation. Ein wenig nüchterner klingt dies allerdings, wenn ihre Praktiker zu Worte kommen, und zweifellos existiert auch ein deutlicher Widerspruch zwischen dem mittlerweile schon seit Jahrzehnten gehörten Ruf nach Interdisziplinarität und ihrer Umsetzung. Woran hakt die Sache eigentlich?

Doch bevor ich Erwartungen wecke, die nicht zu erfüllen sind, gilt es, Reichweite und Anspruch meiner Überlegungen gleich wieder einzugrenzen. Zwar hoffe ich, die „Wolkigkeit des Redens über Interdisziplinarität“⁵ nicht noch zu verdichten. Doch haben sich zum Thema Interdisziplinarität viele kluge Köpfe mit großem Erfahrungsschatz, darunter nicht wenige, die dieser Akademie angehören und u. U. sogar an dieser Tagung teilnehmen, geäußert, so daß ich nicht sicher bin, ob sich noch eine sinnvolle Beobachtung treffen ließe, die nicht schon längst in anmutig gesetzter Sprache nachzulesen wäre. Ein „Waisenkind des wissenschaftlichen Zeitalters“, für das sich niemand verantwortlich fühlt,⁶ scheint Interdisziplinarität jedenfalls nicht zu sein, denn nicht nur die Ideale Akademie, die wir mit dieser Tagung zu entwerfen suchen, sondern auch die realen, etwa unsere Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, betrachten sie ja als konstituierendes Element. Und dies nicht etwa nur in dem Sinn, daß sich die in verschiedenen Klassen gebündelten Disziplinen und Fächer einem – wenn auch unvollständigen – Mikrokosmos gleich unter einem Dach zusammenfinden. Nein, die Akademie sei ein Ort, an dem „kardinal andere“ und „zusätzliche“, keinesfalls aber „die Fortsetzung oder Variation einer anderswo geleisteten disziplinären Arbeit“ zu erbringen sei, wie es Dieter Simon in der ihm eigenen rigorosen Klarheit ausdrückt.⁷ Die gemeinsame Bearbeitung transdisziplinärer Probleme in Gestalt von Interdisziplinären Arbeitsgruppen und sogenannten „Initiativen“ sowie das Gespräch zwischen den Disziplinen sind demnach zentrale, sinn- und identitätsstiftende Aspekte der Akademie.

Um diese im Rahmen einer Akademie gewünschten und erwarteten Formen von Interdisziplinarität von Mitgliedern, die, so Simon, „ihre wissenschaftliche Heimat und damit ihren Arbeitsschwerpunkt zunächst in ihren Herkunftseinrichtungen haben“,⁸ soll es in den folgenden Überlegungen gehen. Wir lassen also die anderen, auch unter dem Stichwort Interdisziplinarität firmierenden institutionalisierten Organisationsformen wie beispielsweise die sogenannten Bindestrichdisziplinen, die

⁵ Heinz Heckhausen, „Interdisziplinäre Forschung“ zwischen Intra-, Multi- und Chimären-Disziplinarität, in: Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie, hg. v. Jürgen Kocka, Frankfurt/M. 1987, S. 129.

⁶ Wie Wolfgang Deppert und Werner Theobald meinen, vgl. Ethik und Sozialwissenschaften 8 (Anm. 1), S. 538.

⁷ Vgl. Dieter Simon, Akademie der Wissenschaften. Das Berliner Projekt – Ein Brevier, BBAW, Berlin 1999, S. 103.

⁸ Ebd.

im Überschneidungsbereich etablierter Disziplinen entstanden sind, wie auch das Problem der sich damit stets noch zusätzlich ausdifferenzierenden und sich potentiell bis ins Unendliche verästelnden Wissenschaftslandschaft links liegen. Und wir steuern auch an der Frage nach den zahlreichen konkurrierenden Begriffsdefinitionen vorbei.

Sollte es irgend etwas geben, das ich als Japanologin zu unserer Diskussion beisteuern könnte, so müßte es im Bereich meiner begrenzten Erfahrung als Literatur- und Kulturwissenschaftlerin und als Direktorin eines multidisziplinär angelegten Forschungsinstituts im Ausland zu suchen sein. Doch hier bestätigen sich zunächst nur die allseits bekannten Beobachtungen. Um konkreter zu werden: Am Deutschen Institut für Japanstudien (DIJ) in Tokyo arbeiten gegenwärtig zwölf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in drei (wissenschafts-)systematisch zwar nicht ganz einleuchtenden, aber wohl aus praktischen Erwägungen heraus eingerichteten Abteilungen für Geistes-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Damit ist das Institut ein Unikum unter den in der Regel nur eine Disziplin bzw. ein Fach repräsentierenden anderen deutschen Auslandsinstituten. Im Jahre 1988 gegründet, in der Hochphase dessen, was seit seinem „Zerplatzen“ 1991 als *bubble-* oder *Seifenblasenwirtschaft* in Japan titulierte wird, soll das DIJ im engen Austausch mit der japanischen Wissenschaft zum Verständnis des modernen Japans beitragen. Seine multidisziplinäre Konstruktion basiert auf der Vorstellung, daß diesem zunächst nur pauschal definierten Erkenntnisinteresse nur ein holistischer, jeweils mehrere Fächer und Disziplinen umfassender Ansatz gerecht werden kann. Am DIJ sind gegenwärtig Fächer wie Politik-, Erziehungs- und Wirtschaftswissenschaften, Literatur- und Sprachwissenschaft, Gender Studies und Geschichte, oder, um einmal die Bindestrichwissenschaften ins Spiel zu bringen, Wirtschaftsgeographie und, bis vor kurzem, Bevölkerungsgeographie, vertreten. Den Schnittpunkt all dieser diversen Fächerperspektiven bildet, wie gesagt, das moderne Japan. Klein, wie das Institut ist, ermöglicht, ja erzwingt es fast den täglichen persönlichen Austausch, der im regelmäßigen Mitarbeitergespräch, etwa bei Berichten über wissenschaftliche Kontakte oder aktuelle Themen aus dem eigenen Arbeitsgebiet, immer wieder neues Staunen über die andere Welt- und Problemsicht der Kollegin erzeugt. Solange dieses Staunen der Wirtschaftswissenschaftler über die von ihrer Kollegin vorgetragene Filmanalyse oder die Verwunderung des Geistesgeschichtlers über Planungsaspekte im Management auf gegenseitiger Achtung des jeweiligen Fachgebiets beruht, ist alles in bester Ordnung und wäre fast zu banal, um Erwähnung zu finden. Doch selbst auf dieser alltäglichsten Ebene des Gesprächs gilt es bisweilen, Tendenzen zur Hierarchisierung der Fächer entgegenzusteuern, nach denen die eine Disziplin mehr Relevanz als die andere aufzuweisen hätte. Dialog und erst recht Zusammenarbeit aber können sich wohl erst dann wirklich produktiv entfalten, wenn die Fächer und Disziplinen sich gegenseitig als prinzipiell gleichberechtigt und gleichgewichtig anerkennen. Den Rahmen dazu bietet ein Institut wie das DIJ und bieten etwa auch die Akademien.

Forschen, das den Namen interdisziplinär verdient, das also mehr ist als das additive Nebeneinander von Einzelstudien zu einem gemeinsamen Oberthema, ein sol-

ches Forschen ergibt sich auch innerhalb eines Forschungsschwerpunkts wie dem derzeitigen nicht von selbst. „Japan in Asien“ lautet sein Titel und meint dabei insbesondere die in allen Bereichen, in Politik und Wirtschaft, in Kultur und Gesellschaft seit den frühen 1990er Jahren festzustellenden Tendenzen einer neuerlichen Hinwendung zu Asien, die selbstverständlich auch eine Neudefinition des Verhältnisses zu Ameroeuropa impliziert. Am DIJ widmen wir uns insbesondere den Prozessen der Regionenbildung in Ost- und Südostasien und Japans Rolle in diesen Vorgängen. Da, und dies war ein Ergebnis der entsprechenden Vorstudien, Wirtschaft und Politik bei dieser Regionenbildung einander zuarbeiten, ließen sich diese Bereiche auch vom Forschungskonzept her ohne Weiteres verzahnen. Dabei sind die politikwissenschaftliche und die wirtschaftswissenschaftliche Seite nicht bloß auf die Ergebnisse des Gegenübers angewiesen, sondern sie haben ihr Instrumentarium und ihre Begrifflichkeit gemeinsam im Zuschnitt auf diese Fragestellung entwickelt.

Interdisziplinäre Forschung ist, selbst bei einem so eindeutig fächerübergreifenden Thema wie „Japan in Asien“, nicht auf dem Wege der Anordnung, ja nicht einmal mit dem bloßen ernsthaften Willen der Beteiligten, zu erreichen. Themenbezogene Beiträge lassen sich damit natürlich allemal einsammeln. Doch interdisziplinäres Vorgehen setzt voraus, daß alle beteiligten Wissenschaften die Grundannahmen, im konkreten Beispiel etwa zur Nachweis- und Darstellbarkeit von Regionenbildung, teilen. Sei es nun die besondere pragmatische Nähe zwischen Politik und Ökonomie – auch hier ist ja beispielsweise ein Bindestrichfach entstanden – auf der einen Seite, oder seien es, abgesehen einmal von personellen Engpässen, epistemologische und methodologische Bedenken der Geisteswissenschaftler auf der anderen Seite, eine direkte Ankoppelung für den kulturellen Sektor zu Fragen der Regionenbildung ist bisher jedenfalls unterblieben. Vielleicht reichten aber unsere Anstrengungen einfach nicht aus – nicht ganz zu Unrecht ist ja von einem gehörigen Maß an Geduld und „hohen Frustrationen“ als Begleiterscheinungen interdisziplinären Arbeitens die Rede.⁹ Daß Interdisziplinarität demnach, auch wenn alle Beteiligten im Prinzip von deren besonderer Wünschbarkeit überzeugt sind, nicht leicht zu bewerkstelligen ist, gehört zu den ernüchternden Erfahrungen in einem kleinen Forschungsinstitut mit einem, wenn man so will, Fächerspektrum mittlerer Breite. Mit dieser Feststellung aber wären wir wieder bei der schon eingangs gestellten Frage nach den Gründen für die Schwierigkeiten einer disziplinübergreifenden Zusammenarbeit gelandet.

Eins ist sicher – die Motivation zur Kooperation verschiedener Fächer und Disziplinen steigt in dem Maße, in dem die Lösung des Problems eine Beteiligung weiterer Disziplinen zwingend nahelegt. Solange also aus der Sicht der Politik- wie der Wirtschaftswissenschaft, um beim genannten Beispiel zu bleiben, die Regionalisierungsprozesse nur unter Einbezug der jeweils anderen Komponente umfassend erklärt werden können, muß transdisziplinäres Operieren nicht erst verordnet werden. Doch ein multidisziplinäres Institut wie das DIJ steht zugleich gewissermaßen

⁹ Vgl. Simon (Anm. 7), S. 100.

unter umgekehrtem Druck: Sein Konzept basiert auf der Annahme, daß Interdisziplinarität das *nonplusultra* einer fortschrittlichen Japanforschung sei – eine fast mit moralischen Untertönen versehene Forderung an ein aus Steuermitteln gefördertes „Center of Excellence“. Demnach käme es darauf an, Probleme zu definieren und zu bearbeiten, die beispielsweise Religionswissenschaft und Finanzwirtschaft aufeinander verweisen würden, ohne sich in einem Kurzausflug in das Terrain des je anderen – nach dem Muster „Shintō-Rituale an der Tokioter Börse“ oder „Ansätze fiskalischen Denkens im Lotossutra“ – zu erschöpfen. Einstweilen jedoch erscheint es noch nicht ausgemacht, ob in der Japanforschung die bedeutenderen Ergebnisse diejenigen sind, die im transdisziplinären Dialog oder solche, die in einer Einzeldisziplin erbracht wurden.

Schwierigkeiten ergeben sich bekanntlich aus der methodischen und disziplinären Unüberschaubarkeit gerade in den kultur- und sozialwissenschaftlichen Fächern: Konfrontiert mit einer Fülle an Theorien, Konzeptionen und Paradigmen, die schwer zueinander in ein Verhältnis gebracht werden können, bedeutet die Aufnahme eines Dialogs zunächst nur ein fortgesetztes Ringen, üblicherweise auf der Ebene der Alltagsprache, die in dieser Situation gleichzeitig als Metasprache fungiert, um eine gemeinsame Operationsbasis, ein Ringen, dessen Ende und Erfolg nicht ohne Weiteres abzusehen ist.

In der Japanforschung als einem Konglomerat von mit einer fremden Gesellschaft befaßten Fächern und Disziplinen verkompliziert sich die Lage nun noch weiter: Der kulturellen und sozialen Fremdheit des Erkenntnisgegenstands korrespondiert ein potentiell ebenso fremdes Wissenschaftssystem, zu dem die Japanforschung in ein noch zu bestimmendes Verhältnis tritt. Nun könnte man gerade im Fall Japans darauf verweisen, daß nach über einem Jahrhundert intensiver japanischer Aneignung abendländischer Wissenschaft und der Einrichtung akademischer Institutionen nach europäischem Vorbild im späten 19. Jahrhundert die Differenz im inter- und intradisziplinären Spektrum im Vergleich zu den entsprechenden Fächern in Europa zu vernachlässigen wäre. Immerhin haben die Fächer ja nicht nur vergleichbare Namen – Biologie heißt auch in Japan Biologie, nämlich *seibutsugaku* – benannt in der gleichzeitig aus sinojapanischem Wortgut neugebildeten Terminologie –, sondern ihre Entwicklung ist seit jener Zeit ja grenz- und kulturenüberschreitend auf der Basis abendländischen Denkens vorangetrieben worden. Dennoch ist selbst in den Naturwissenschaften, erst recht aber in den humanwissenschaftlichen Disziplinen davon auszugehen, daß die Abgrenzung von Gegenstandsbereichen, die Epistemologien und die Methoden in einer auf fundamentaler Ebene nicht okzidental geprägten Wissenslandschaft nicht einfach analog zu dem vielfach als universal betrachteten Wissenschaftssystem europäischer Prägung angelegt ist. Die Aufgaben von Wissenschaft, ihre Argumentationslogik, ihr Verhältnis zur pragmatischen Wirklichkeit und ihr supponierter Realitäts- und Anwendungsbezug können auch deutlich anders konstruiert sein. So hat beispielsweise Paul Unschuld in seiner Akademievorlesung vom März 1995 in einem Vergleich von chinesischer und westlicher Medizin auf faszinierende Weise einige Differenzen dieser Art herausgearbeitet. Sein Vergleich der „beiden einzigen von der Antike bis in die Gegenwart

durchgängig dokumentierten Heil- und Medizinkulturen“, nämlich der europäischen und der chinesischen, zeigt zwei „Grundansätze für ein naturgesetzlich begründetes Verständnis von Kranksein“, Ansätze, die er ontisch und systemisch nennt. Bezeichnenderweise sind beide Ansätze sowohl in der europäischen als auch in der chinesischen Heilkunde nachweisbar – es geht also nicht darum, in sich geschlossene, die jeweils anderen Denkansätze ausschließenden Systeme zu postulieren. Ontisches Denken wird jedoch als „dominanter Denkstil“ der chinesischen Heilkunde identifiziert und zu politischen und sozialen Erfahrungen und Prinzipien in Verbindung gebracht.¹⁰ Erhellend ist dabei für unseren Zusammenhang vor allem, daß Unschuld kulturalistischem Kurzschlußdenken einen kategorischen Riegel vorschleibt mit der Beobachtung grundlegender Parallelen zwischen Ost und West, „die *nicht* durch die Identität des biologischen Substrats Mensch hier und dort bedingt sind, und andererseits“, so Unschuld, „finden wir auch erstaunliche Unterschiede, die *nicht* notwendigerweise in den Unterschieden zwischen, sagen wir, judaеоchristlicher Kultur auf der einen und konfuzianisch-daoistischer Kultur auf der anderen Seite begründet zu sein scheinen“.¹¹ Immerhin hebt er *einen* Kontrast zwischen China und dem Okzident hervor, den aus chinesischer Sicht völlig fremden „abendländischen Umgang mit Wissen, das ist das Bemühen der Wissenschaft, reproduzierbare und logisch widerspruchsfreie Einsichten und Erklärungsmodelle, die als Wahrheit gelten können, zu schaffen“.¹²

Gehen wir einmal davon aus, daß mein Gewährsmann für die, grob gesprochen, Ost-West-Verhältnisse in der Wissenschaft hiermit eine recht fundamentale Differenz zur Sprache gebracht hat, auch wenn er sich zunächst nur auf den Kontext des traditionellen medizinischen Wissens im chinesisch geprägten ostasiatischen Raum bezog. Wenn wir nun aber annehmen können, wofür einiges spricht, daß wissenschaftliches Denken beispielsweise in Japan ungeachtet der mehr als hundertjährigen okzidentbezogenen Rezeptions- und Austauschgeschichte in Teilen von einer anderen Rationalität geprägt ist, so werden die Dinge zunehmend komplex. Sie sind u. a. deshalb so komplex, weil sich diese „andere Rationalität“ ja nicht einfach herausfiltern läßt. Eine halbwegs symmetrische Kommunikationssituation zwischen, sagen wir, deutschen und japanischen Forschern, müßte, beispielsweise in den Sozialwissenschaften, die gegenseitige Vertrautheit mit dem entsprechenden Forschungsfeld und den die Forschung leitenden Grundannahmen voraussetzen. In der Regel ist die Kommunikation jedoch nicht symmetrisch – vielleicht ist sie es ja auch in einem allgemeineren Sinne nie –; in den Sozialwissenschaften jedenfalls wird üblicherweise der japanische Kollege mehr über die Theoriebildung der „Westler“ wissen als umgekehrt, während dieser aufgrund der ihm bekannten internationalen Rezeptionsgeschichte der Sozialwissenschaften davon ausgehen zu können glaubt,

¹⁰ Vgl. Paul U. Unschuld, Traditionelle Chinesische Medizin. Ein ferner Spiegel (Akademievorlesung am 30. März 1995), in: BBAW, Berichte und Abhandlungen, Bd. 2, Berlin 1996, S. 237–259, hier S. 243.

¹¹ Ebd., S. 240.

¹² Ebd., S. 241.

daß hier eine gemeinsame, von der westlichen Begrifflichkeit bestimmte Verständnisbasis vorliegt. Nun wird ihn aber auch sein japanischer Kollege selber nicht auf Interferenzen anderer Denkmuster und Werthaltungen in seiner Forschung aufmerksam machen, zumal, wenn Selbstreflexivität in deren Zusammenhang ohnehin kein wichtiger Wert zukommt. Er wird die Differenz selber möglicherweise gar nicht wahrnehmen. Am ehesten könnten sich solche Differenzen noch im Bezug auf ganz eng definierte Begrifflichkeiten und Versuchsanordnungen aufspüren lassen, doch selbst in diesem Fall müssen auf der Ebene der Übersetzung ja zunächst sprachliche und kulturelle Barrieren überwunden werden, in denen sich nun vielleicht ihrerseits diese Interferenzen verbergen, ohne für beide Seiten sichtbar zu werden.

Hier sollte ich nun anhand eines konkreten Beispiels diese Form des halbblinden Aneinander-Vorbei-Kommunizierens plastisch werden lassen, doch verläßt mich an dieser Stelle nicht nur meine Phantasie, sondern auch mein Selbstvertrauen. Finden wir diese Art von Verständigungsproblematik, vielleicht verkürzt um die sprachliche und die kulturelle Komponente, nicht auch in vielen anderen inter- und manchen intradisziplinären Dialogen, (die sich dann natürlich als Monologe mit Partner entlarven müßten)? Unter diesen Umständen wäre etwa die Entdeckung schlicht banal, daß beim Reden über die *civil society*, die als „Zivilgesellschaft“ für meinen Geschmack ein wenig unglücklich eingedeutscht wurde, die japanische terminologische Entsprechung durchaus nicht dasselbe meint? Japanische Soziologen sprechen sowohl von *shimin shakai*, was rückübersetzt so etwas wie Bürgergesellschaft bedeuten könnte, als auch von *shibiru sosaietî*, also in dem als Lehnwort eingebürgerten Terminus, und viele verwenden die beiden Begriffe alternierend. Daß der japanische Anwendungskontext dennoch mit dem von „westlichen“ Studien nicht deckungskonform ist, fällt beiden Seiten womöglich über lange Strecken überhaupt nicht auf. Man kann Untersuchungen zur Zivilgesellschaft bzw. zur *shimin shakai* oder *shibiru sosaietî* vergleichen und aufeinander beziehen, ohne sogleich über ein angeblich anderes Begriffsverständnis zu stolpern. Andererseits ist man bei anderen Grundelementen einer in Europa vorgeprägten Nomenklatur inzwischen so weit, Relativierungen vorzunehmen. Von „Bürger“, „Demokratie“ oder „Recht“ erwartet kein durch das Fegefeuer von Eurozentrismuskritik, *postmodern* und *postcolonial studies* gegangener Wissenschaftler mehr, daß seine Kollegen in außereuropäischen Gesellschaften seinem eigenen Begriffsverständnis annähernd entsprechende Vorannahmen zugrunde legen, selbst dann nicht, wenn sie von ein und demselben (europäischen) Ereignis reden. Halbwegs sensibilisiert für die kulturellen Vorprägungen im Begriffsverständnis, die eigenen wie die fremden, vertraut man dennoch darauf, daß in bezug auf Basisregeln des wissenschaftlichen Diskurses, etwa Widerspruchsfreiheit und Nachvollziehbarkeit, ein gemeinsamer Rahmen vorhanden ist, den man ja bereits in den international nach „westlichem“ Modell institutionalisierten Formen der Wissenschaft vermuten darf. Wäre das Nicht-Wahrnehmen einer Inkongruenz von Zivilgesellschaft und *shimin shakai/shibiru sosaietî* also nur eine dumme Unterlassungssünde im Falle eines ohnehin womöglich nicht sonderlich scharf und operational umrissenen Konzepts, bei dem man auf das Ausfahren der interkulturellen Unschärfe-Detektorantennen verzichtet hat? Vielleicht aus dem nur

allzu verständlichen Motiv, das Gemeinsame, Verallgemeinerbare vor lauter Differenzierungsbestreben nicht aus den Augen zu verlieren? Mit anderen Worten: Man weiß zwar um gewisse Differenzen im funktionalen Verständnis von Staatsbürger und Demokratie zwischen Japan und anderen westlichen Industriegesellschaften, vernachlässigt bzw. übersieht aber eine für die Definition von Zivilgesellschaft entscheidende Komponente: Während demnach Zivilgesellschaft sich unabhängig von staatlicher Einflußnahme und jenseits eines staatlich vordefinierten Raumes konstituiert, schließt *shimin shakai* den Staat als Akteur und dessen Interaktion mit Bürgerbewegungen durchaus ein.¹³ Wie gravierend sind diese terminologischen Verwerfungen? Und wo kann die Verständigung darüber einsetzen? Es geht ja, wohlgemerkt, um mehr als um terminologische Probleme, es sind wissenschaftliche Rationalitäten unterschiedlicher Provenienz, die zur Diskussion stehen.

Es ist nun allerhöchste Zeit, mich von diesem Beispiel fortzubewegen, das ich nur seiner Aktualität wegen heranzog und das wiederum vor allem eins demonstriert: Die besonders komplexen Sprachprobleme in den Geistes- und Sozialwissenschaften, deren Gegenstände ja für sich genommen bereits sprachlich, und das heißt eben auch einzelsprachlich, interpretierte Einheiten sind. Doch wer könnte mit Sicherheit sagen, ob der Dialog zwischen Psychologen Freudscher Prägung in Ost und West schwieriger oder leichter ist als beispielsweise der zwischen europäischen Anhängern Jungs mit freudianisch argumentierenden Kolleginnen? Im Prinzip kennen wir ja fast alle Arten von Verständigungsschwierigkeiten auch aus dem intra- und interdisziplinären Dialog innerhalb der eigenen Kultur, und mittlerweile können wir uns auch nicht mehr auf eine allgemeine Vernunft, auf aristotelisches Denken oder einen Kanon anerkannter Theorien und zulässiger Methodologien zurückziehen. Radikal gesprochen, bedarf es also nicht einmal des Kontakts mit der (außereuropäischen) Wissens- und Wissenschaftslandschaft, bei der wir ja, wie gesagt, nicht einmal ahnen, wo sie uns mit Fremdheit überraschen wird.

Andererseits wird man zumindest konstatieren müssen, daß innerhalb von geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen Probleme der Transkulturalität auf der theoretischen Ebene wohl erst in den letzten Jahrzehnten massiv in den Blick gerückt sind. Solange man Begriffe wie „Roman“ oder „Demokratie“ noch einigermaßen universalistisch begreifen und vom persischen Roman und der indischen Demokratie ohne aufwendige Vorklärungen reden konnte und solange stillschweigend die Erwartung herrschte, das Regelwerk der eigenen Disziplin werde Kulturgrenzen überschreitend auch von den Kolleginnen und Kollegen auf dem anderen Kontinent zugrunde gelegt, so lange war die Komplexität im eigenen Fach noch annähernd zu bewältigen. Inzwischen aber hat sie, nicht zuletzt deshalb, weil der „andere Kontinent“ in unmittelbare Nachbarschaft rückt, fast bedrohliche Ausmaße angenommen. Könnte es nicht sein, daß angesichts dieser allzu unübersichtlichen

¹³ Zur Begrifflichkeit und ihrer Anwendung vgl. z. B. die Schwerpunktbeiträge in: Japanstudien 11 (1999) zum Rahmenthema „Japan im 21. Jahrhundert – Zivilgesellschaft und Staat in der postindustriellen Moderne“, insbesondere Wolfgang Seiferts Erkundungen zur Begrifflichkeit, S.19–30 und die cursorischen Bemerkungen im Vorwort von Irmela Hijiya-Kirschner, S. 13.

Vielfalt und der sich transkulturell noch vermehrenden identitätsbedrohenden Vielfalt der Diskurse innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften Interdisziplinarität einiges von ihrer Strahlkraft einbüßt, ja vielleicht sogar das Leistungsvermögen stellenweise übersteigt?

Schließlich möchte ich, wiederum vom eigenen Fach und Arbeitsgebiet ausgehend, ins Gedächtnis rufen, daß Disziplinarität, die ja eine unabdingbare Voraussetzung für Interdisziplinarität darstellt, jedenfalls in den Humanwissenschaften gar nicht in Reinform vorzufinden sein dürfte. Innerhalb meines Faches, der Japanologie, ist meine Disziplin die Literaturwissenschaft. Doch daß ich, um einen japanischen Roman der Gegenwart zu interpretieren, der sich satirisch mit der so ausgeprägten Kultur des Schenkens und den fließenden Übergängen zu Bestechung und Nötigung befaßt, mir Wissen aus Bereichen wie Ethnologie und japanischem Recht aneignen muß, liegt auf der Hand. Ich sehe Sie beim Zuhören wieder insgeheim die Hände über dem Kopf zusammenschlagen: Als täten wir, die wir uns mit meiner wegen einem deutschen Roman auseinandersetzen, etwas anderes! Ich weiß, ich weiß, auch hier ist der Unterschied allenfalls der, daß in der Beschäftigung mit einer auf den ersten Blick schon fremden Kultur das ansozialisierte Alltagswissen fehlt, das viele Fragen an den Text gar nicht entstehen läßt. Hier hat der Mangel an Vorkenntnissen aber durchaus eine erkenntnistiftende Funktion, denn er macht mit den weißen Flecken im eigenen Wissen auch einen reflektierten, systematisierten Zugang möglich.¹⁴ – Schon die sich noch konventionell als Philologien verstehenden Fächer haben sich jedenfalls stets auch des Wissens aus anderen Disziplinen bedient und es in eigene Theorien und Methoden integriert. Wie viel mehr aber gilt dies für die sich nun als *cultural studies* bezeichnenden Nachkommen jener Philologien, die Kulturwissenschaften in ihrem zum Programm erhobenen Synkretismus! Auch hier könnte wiederum die Beobachtung eingefügt werden, daß ein Fach, welches für sich gesehen schon ein denkbar breites Sach- und Methodenspektrum in sich aufgesogen hat, womöglich kaum noch von interdisziplinären Hochzeiten träumt. Die Kulturwissenschaften sind nachgerade doppelgeschlechtliche Tiere. Wenn man so will, wären auch diese Kulturwissenschaften ein Beispiel für die beständig im Fluß befindliche akademische Landschaft, in der sich aus der Kombination vorhandener Disziplinen und Fächer neue bilden, was allerdings auch, wie wir wissen, zur Desintegration führen kann. Ein skeptischerer Blick würde das Geschehen zudem als beständige Gratwanderung zwischen Erneuerung und Dilettantismus beschreiben.

Bei all den vorangegangenen Überlegungen sind die nomologischen, die Natur- und Ingenieurwissenschaften kaum ins Blickfeld gerückt. Doch insofern, als es dabei vor allem um Fragen nach den Möglichkeiten disziplinübergreifender Kommunikation ging, sind sie durchaus mitzudenken, ohne daß sich das Bild durch ihr Hinzutreten wesentlich wandeln würde. Interdisziplinarität – bisweilen mag es in meinen Ausführungen so geklungen haben, als sei sie eine mehr oder weniger lästi-

¹⁴ Zu den Vorteilen der kulturellen Fremdheit für die Literaturanalyse vgl. auch Irmela Hijjya-Kirschner, Was heißt: Japanische Literatur verstehen? Zur modernen japanischen Literatur und Literaturkritik, Frankfurt/M. 1990.

ge Pflichtaufgabe, der man sich auf die eine oder andere Weise zu entziehen suche. Genau besehen aber ist eher das Gegenteil der Fall: Die Tatsache, daß die Fächer sich durch Grenzüberschreitungen neu konstituieren, belegt ja nur deren Attraktivität, ja Notwendigkeit. Und daß es zur Lösung umfassender Gegenwartsaufgaben wie Umweltschutz, Konfliktvermeidung, Welternährung u. a. m. des Beitrags vieler Disziplinen bedarf, ist ein alter Hut. Es scheint sich abzuzeichnen, daß gerade im anwendungsbezogenen Bereich die Zahl an interdisziplinär zu bearbeitenden Forschungsaufgaben weiter wachsen wird. Voraussetzung für erfolgreiches interdisziplinäres Arbeiten wird allerdings weiterhin die Verwurzelung in der Disziplin bleiben, denn „das disziplinär strukturierte Wissen ist gleichsam die elementare Operationsbasis für jegliche Art von Interdisziplinarität“.¹⁵ Überwunden werden kann sinnvollerweise also nur die Hermetik, und, wo vorhanden, der Imperialismus einzelner Disziplinen, nicht die Disziplin als spezielle Form von Weltwahrnehmung. Im interdisziplinären Dialog in der realen wie in der idealen Akademie werden wir wohl auch auf Grenzen stoßen, nämlich da, wo unterschiedliche Rationalitäten nicht miteinander in Einklang gebracht werden können. Dabei liegen die Grenzen, wie wir wissen, nicht etwa dort, wo bisweilen ein Graben vermutet wird, nämlich zwischen den zwei sogenannten „Kulturen“, die, wie Jürgen Mittelstraß gezeigt hat, „im Grunde Ausdruck einer Kultur sind“.¹⁶ Sie können, müssen aber nicht, auch im interkulturellen Bereich liegen.¹⁷

¹⁵ Eberhard Jobst in: Ethik und Sozialwissenschaften (Anm. 1), S. 548. Im gleichen Sinn beispielsweise auch Weingart, ebd., S. 527. Zur „Ausblendung“ als Voraussetzung für Erkenntnis vgl. z. B. auch Heckhausen (Anm. 5), S. 139f.

¹⁶ Vgl. Mittelstraß in mehreren Publikationen, zuletzt in: Die unheimlichen Geisteswissenschaften (Akademievorlesung am 9. Februar 1995), in: BBAW, Berichte und Abhandlungen, Bd. 2, Berlin 1996, S. 215–235, hier S. 233.

¹⁷ Zur Relevanz von Kulturdifferenzen als weiterem Paradigma im Rahmen der Überlegungen zur Einheit der Wissenschaft habe ich letztlich nicht mehr als Andeutungen beitragen können, denn wie relevant und wofür sie als signifikant zu betrachten sind, läßt sich nicht leicht beantworten, und von der Möglichkeit, induktiv aus der Betrachtung von Einzelfällen verallgemeinernde Schlußfolgerungen zu ziehen, scheinen wir noch weit entfernt. Und dies nicht nur, da wir hierzu schon beim inzwischen unendlich ausgefächerten Kulturbegriff ansetzen müßten.

Für meinen Beitrag hielt ich (oberflächlich, kurzfristig) Ausschau nach einem Beispiel dafür, daß eine Erfindung, Innovation oder Entwicklung im ostasiatischen Raum, etwa in den Natur- oder Ingenieurwissenschaften, auf einem Kulturspezifikum beruht, um meine These von der Bedeutung von „Kulturmustern“ in der Wissenschaft zu stützen. Doch offenbar war dieser Gedanke viel zu naiv – Erfindungen und Innovationen sind schließlich in der Regel Rekombinationen vorhandener Wissens- und Erfahrungselemente, und wer sie aus welchem Grund durchführte, ist ein denkbar komplexes Feld.

Im Blick auf Ostasien wird oft das Beispiel des Buchdrucks in beweglichen Lettern zitiert. Bekanntlich wurde das System der beweglichen Lettern lange vor Johannes Gutenberg in China erfunden. Die Verwendung von Schriftzeichen auf Knochen, Bronzen, Keramik und Steinstele ist für China schon für das fünfte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung belegt. Nach der Erfindung des Papiers, der Legende nach durch Cai Lun, wurde Schrift in größeren Mengen reproduzierbar. Mit den größer werdenden Schreibflächen stellte sich auch die Frage nach der

Doch was innerwissenschaftlich an Schwellen existieren mag, gleitet möglicherweise in den Hintergrund, wo die Akademie die Gefilde der Wissenschaft hinter sich läßt, um mit anderen „Ständen“¹⁸, sei es Kunst, Politik oder Religion, in ein Gespräch einzutreten. Es ist wohl weniger der idealistische Traum von der Einheit hinter der Vielheit, der den Impetus für solche Grenzüberschreitungen bildet, als vielmehr die Ahnung davon, daß Wissenschaft in all ihrer Vielfalt noch mit anderen Wissensformen konkurriert. Welch schöne Symbolik ist hier im Programm dieser Tagung dem Vortrag des Schriftstellers Lars Gustafsson zugewiesen worden! Doch ich habe mich damit von meinem Thema, der Interdisziplinarität, fortbewegt. Was folgt, ist eine andere Geschichte.

Reproduzierbarkeit der Schriftzeichen. Bald ermöglichten als Vorform des Druckens Abreibungen und Abklatsche von Steininschriften eine gezielte Verbreitung von Texten. Ohne auf die in China erfolgten Weiterentwicklungen wie Steinplatten und Holztafelldruck einzugehen, ist jedoch zu konstatieren, daß noch am Ende des 19. Jahrhunderts beim Buchdruck in China Holzdruckstöcke Verwendung fanden. Weshalb fand also die eigentliche Wissens(r)evolution in Europa statt? Vermutlich, weil das Manipulieren von 26 Buchstaben auf einer Druckerpresse wesentlich leichter und schneller zu bewerkstelligen ist als das von mehr als 5 000 Schriftzeichen.

Auf dieses Fallbeispiel und eine Reihe von anderen Exempeln aus der japanischen Technikgeschichte hat mich der Sozial-, Wirtschafts-, Technik- und Unternehmenshistoriker Matthias Koch, Tôkyô, hingewiesen, dem ich für seine (hier leider nicht ausgebauten) vielfältigen Denkanstöße und Informationen herzlich danke!

¹⁸ Den Ausdruck übernehme ich von Dieter Simon (Anm. 7), S. 104.